

Vorwort der Herausgeber

Herr, es liegt ein Traum von dir in meiner Seele ...¹

Im Frühjahr 1924 erschienen die *Hymnen an die Kirche* der Gertrud von le Fort. Das war ein wichtiges und einschneidendes Datum für die deutsche Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts, wenn man sie unter dem Aspekt des Christlichen betrachtet. (Freilich, wer käme, außer uns Versprengten, auf diesen Gedanken?) Die Freiin von le Fort war damals schon fast fünfzig Jahre alt und hatte bis dahin zwar mancherlei geschrieben, aber noch kaum etwas publiziert. Außerdem war sie nach wie vor Protestantin und befaßte sich im gleichen Jahr mit der Edition der nachgelassenen *Glaubenslehre* ihres hochgeschätzten Heidelberger Lehrers, des evangelischen Religionsphilosophen Ernst Troeltsch. Sie vollzog ihren Übertritt in die katholische Kirche erst im März 1926. Die Hymnen aber gingen ihr gleichsam voraus und entfalteten rasch ein besonderes Dasein innerhalb des katholischen Geisteslebens, wirkten dann jedoch bei aller entschiedenen Bekenntnishaftigkeit bezeichnenderweise auch wieder darüber hinaus.

Die schon damals legendäre Münchner Monatsschrift *Hochland*, die gewissermaßen das intellektuelle Flaggschiff der katholischen

¹ Anfangsvers des Prologgedichts zu Gertrud von le Fort: *Hymnen an die Kirche*. Hg. u. mit einem Nachwort versehen v. Gundula Harand. Würzburg: Echter-Verlag 2014, S. 9.

Lebensreformbewegung der zwanziger und dreißiger Jahre bildete und stets einen starken Literaturschwerpunkt einschloß, brachte schon im Juli-Heft 1924 drei Proben aus den *Hymnen an die Kirche*, ergänzt durch eine redaktionelle Empfehlung eindrücklicher Art. Darin heißt es unter anderem:

»An die biblischen Psalmen erinnern diese Hymnen nicht nur ihrer Form nach, wie Rhythmus, Parallelismus und bildkräftiger Sprache, sondern auch in ihrem Geiste, dessen Eigenständigkeit dadurch eher erstarkt als gebrochen erscheint. Nicht mit Gott, aber mit Gottes Erscheinung in der Zeit, der Kirche, ringt hier aus unseren Tagen eine Seele und läßt sie nicht, sie segne sie denn. So erstrahlt ihr die Kirche neu wie nur einem, der von weither auf sie zuwandert.«²

Nicht allein die inhaltliche Seite der Dichtung, ihre Idee, ihr außergewöhnliches Auftreten und ihre spirituelle Kraft, sondern auch die gestalterische Leistung zieht die Rezensenten an. Und beides ist für sie überhaupt nicht voneinander zu trennen; offensichtlich geht es sogar vorrangig um diese Verbindung, aus der eine zeitgemäße religiöse Ästhetik entsteht. In dem Bemühen, sich über das Faszinosum zu orientieren und historische Bezugsgrößen ausfindig zu machen, stieß man auf Friedrich Gottlieb Klopstock, den Verfasser des imposanten, aber schon damals kaum noch gelesenen Versepos *Der Messias* (1748–1773), auch er selbstverständlich ein Exponent der protestantischen Konfessionslandschaft, die den maßgeblich mit seinem Namen verbundenen Aufbruch der deutschen Literatur zu weltliterarischer Geltung getragen hatte. Ihm widmete in derselben

² »An die Kirche. Hymnen von Gertrud von le Fort«, in: *Hochland. Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und der Kunst*, Jg. 21, H. 10 (Juli 1924), S. 403 f., hier 404.

Ausgabe der Gründer und Herausgeber des *Hochlands*, Karl Muth, einen Aufsatz. Wie Klopstocks bahnbrechende Versgedichte und Oden mache auch die Dichtung Gertrud von le Forts »die Zusammenhänge zwischen Sprache und Religion offenbar«, ist in der Begrüßungsnotiz zu den *Hymnen an die Kirche* zu lesen. Diese seien daher »ein Zeugnis dafür, daß unsere Zeit, hierin der Klopstocks vergleichbar, zum hymnischen Ausdruck religiöser Erschütterung drängt«. ³

Das *Hochland* sollte zu einer wesentlichen publizistischen Heimat Gertrud von le Forts werden, wie es auch die Laufbahnen anderer Vertreter der an bedeutenden Erscheinungen so reichen Generationen christlicher Schriftsteller in der Ära der Weltkriege begleitete und betreute. Ein Forum von ähnlicher, wenn auch anders gelagerter Relevanz war der Innsbrucker *Brenner*, herausgegeben von Ludwig von Ficker. Schon bald nach der Erstausgabe der *Hymnen an die Kirche* eröffneten Proben daraus auch die Neunte Folge des *Brenners* aus dem Herbst 1925. Der Anreger und Vermittler war Theodor Haecker, Autor sowohl des *Hochlands* als auch des *Brenners*, der schon seit einiger Zeit mit Gertrud von le Fort in Verbindung gestanden war und auch späterhin den Austausch mit ihr pflegte (vgl. Abbildung 2b, S. 302). In derselben Ausgabe des *Brenners* war seine Übersetzung der *Orient-Ode* Francis Thompsons, ebenfalls ein zentraler Text der katholischen Neuorientierung, enthalten. Ludwig von Ficker antwortete auf die Empfehlung seines langjährigen Mitarbeiters und Weggefährten, der bereits 1921 konvertiert war, mit folgenden Worten:

³ Ebd.

»Die Hymnen der Freiin von le Fort, die Sie mir zu senden so gütig waren, sind herrlich. Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit! Ich lese in dem Band, lese immer wieder und bin erstaunt, trotzdem ich, wie Sie wissen, einiges schon kannte. Welch eine Dichterin! Sie ist die Schwesterseele Thompsons. Förmlich ein Wunder himmlischer Verschwistertheit hat sich hier im Bereiche hymnischer Dichtkunst begeben. Beide waidwundes Wild vor dem Willen der Vorsehung und dem Ratschluß des göttlichen Verfolgers, beide dem Gnadenstoß der Kirche, der ihre Seelen von irdischer Bedrängnis frei gemacht, im Geiste tief erkenntlich! Und beide fast zur selben Stunde dem Gedächtnis deutschen Geistes zur Beherzigung eingepägt – kein Zweifel: das will etwas bedeuten im Horoskop der Zeit! Das kann ich gut empfinden und verstehen. Es ist ein Ereignis von Tragweite im Schicksal der Dichtkunst.«⁴

Man kann heute die Stirne runzeln über ein solches Urteil, eine solche Einschätzung und solch überschwengliche Sprachbilder, mit denen die Bewegtheit ausgedrückt wird, die von einer Dichtung herührt, die inzwischen doch fast völlig dem kulturellen Gedächtnis entschwunden sein dürfte – die also auf längere Sicht gerade nicht Epoche gemacht zu haben scheint. Allerdings wäre damit nicht viel gewonnen, und es bleibt doch der große Impuls, den ein Werk wie die *Hymnen an die Kirche*, uns heute in Sprachlichkeit, Form und Haltung kaum noch spontan zugänglich, auf die Zeitgenossen

4 Ludwig von Ficker: *Briefwechsel*. Bd. 2: 1914 – 1925. Hg.: Ignaz Zangerle u. a. Innsbruck: Haymon-Verlag 1988 (= *Brenner-Studien*, Bd. VIII), S. 405, Brief vom 13. 2. 1925. – Siehe im vorliegenden Band auch die Nachbemerkung zu dem »Werkstatt«-Dokument von Ignaz Zangerle.

auszuüben vermochte – auf bestimmte Zeitgenossen jedenfalls, und nicht die geringsten.

Ähnliches wäre im Hinblick auf andere literarische Kunstwerke des deutschen *Renouveau catholique* festzustellen, etwa, um zunächst bei der Autorin zu bleiben, den Roman *Das Schweißstuch der Veronika* (1928, später *Der römische Brunnen*) oder die Novelle *Die Letzte am Schafott* (1931), dann die Gedichtsammlungen von Konrad Weiß (von *Tantum dic verbo*, 1918, bis *Das Sinnreich der Erde*, 1939), die *Anlitzgedichte* (1927) des deutschböhmischen Priesterdichters Heinrich Suso Waldeck, die Romane *Der Großtyrann und das Gericht* (1935) und *Am Himmel wie auf Erden* (1940) von Werner Bergengruen, die Erzählung *Las Casas vor Karl V.* (1938) und die *Sonette* (erstmalig 1939) von Reinhold Schneider, die Novellen *El Greco malt den Großinquisitor* (1936) und *Wir sind Utopia* (1943) von Stefan Andres – und so weiter und so fort. Die Reihe bedeutender literarischer Kunstwerke aus diesem heute nur wenig geschätzten, noch weniger vertrauten Gebiet der jüngeren Literaturgeschichte ließe sich sicher noch erheblich fortsetzen. Auch großartige essayistische Arbeiten wären hinzuzustellen, etwa Herman Hefeles Abhandlung *Das Wesen der Dichtung* (1923), Theodor Haeckers *Vergil. Vater des Abendlands* (1931), mancher Traktat Reinhold Schneiders, der im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach tiefste Wirkung entfaltete, begleitet von philosophisch-theologischen Literaturinterpretationen Romano Guardinis, Erich Przywaras, Josef Piepers, Hans Urs von Balthasars und einer Anzahl weniger prominenter, aber oft nicht weniger interessanter Autoren.

Was aber macht – eben auch in dem Bewußtsein, daß es sich hier um die Facette einer großen, weitläufigen geistigen Landschaft

handelt – die Reaktion des *Hochlands* auf die *Hymnen an die Kirche* und deren Aufnahme durch Ludwig von Ficker, der im übrigen seine eigene Rückkehr in die Kirche erst 1933 vollendet, so aussagekräftig, auch heute noch, auch für dieses Publikationsprojekt, den *Lepanto-Almanach*? Vielleicht ist es das angedeutete Doppelgesicht der begeisterten Annäherung: Gepackt und unmittelbar angesprochen von der poetischen Gestalt, wird diese doch zuletzt daran gemessen, was sie darüber aussagt und für das bedeutet, was man (mit Vorsicht in Anbetracht des Ansehensverlusts, den der Ausdruck seither erfahren hat) die Frömmigkeit des Autors nennen kann, oder etwas ausführlicher: den Glaubensweg der urhebenden Person, des Dichters, der Dichterin, sowie den Einfluß, den dieser Glaubensweg, geballt jeweils in der konkreten Werkstat, auf die persönliche Glaubensidentität der Rezipienten, bis zu einem gewissen Grad auch auf die Gemeinschaft der mit ihnen im Glauben Verbundenen auszuüben vermag. Das verweist auf einen Literatur- und Kunstbegriff, der das gesamte vielfältige und durchaus heterogene Gefüge dieses Schrifttums literaturgeschichtlich hervorhebt und als besonderes Ereignis innerhalb der Epoche kennzeichnet.

Dabei darf man sich keinen Täuschungen über dessen realen Einfluß auf die Geschichte hingeben. Immer erhält es das Gewicht nur im Leben weniger einzelner und im Spiegel der von diesen hinterlassenen Zeugnisse ihrer Lektüreerfahrung. Hierzu paßt ein drittes Beispiel, das noch kurz berührt sei: Die Pädagogin und Schriftstellerin Maria Eschbach, die Verfasserin der ersten monographischen Studie über Gertrud von le Forts *Hymnen an die Kirche* (1945), zitiert in ihren Erinnerungen eine charakteristische Äußerung der Dichterin: »Dichtung aus der Glaubensschau des Lebens teilt das

Schicksal der Christen. Von ihm heißt es bei Gertrud von le Fort: »Der Christ steht auf verlorenem Posten, und da ist er auch ganz richtig. Denn da steht auch sein Herr. Es wird erst falsch, wenn er die Mittel dieser Welt ergreift, um damit Christliches zu retten.«⁵

Erst sehr spät im Verlauf der Arbeit an diesem Band wurden die Herausgeber auf Maria Eschbachs Autobiographie aufmerksam. Ihre 2005 veröffentlichten Lebenserinnerungen »*Glauben heißt, der Liebe lauschen*« stellen nicht nur ein informatives, sondern auch ein bewegendes Zeugnis der durch die eigene Person und den eigenen tapferen Lebensweg verbürgten Auseinandersetzung mit Gertrud von le Fort dar. Die 1923 geborene Verfasserin, die nach einigen Semestern in Bonn in den letzten Monaten des Krieges an der Universität Wien promovierte und später u. a. mit beachtlichen Veröffentlichungen geistlicher Lyrik hervorgetreten ist, sieht sich selbst zweifellos als eine späte Nachfolgerin in der Spur jener mit Gertrud von le Fort verknüpften Literaturbewegung der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Manche Bemerkung in dem Buch liest sich wie ein – vielleicht durch die Verspätung schon ein wenig vergrößerter – Reflex des angesprochenen Literaturverständnisses, und auch ihre gelegentlichen polemischen Abschweifungen, etwa gegen ein Gegenwartstheater der Getriebenheit und Zerrissenheit, wie sie

5 Maria Eschbach: »*Glauben heißt, der Liebe lauschen*«. *Glaubenswege mit Gertrud von le Fort und Hans Urs von Balthasar. Begegnungen und Briefwechsel*. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2005, S. 27. Die Stelle zitiert nicht sehr wörtlich, sondern eher sinngemäß Gertrud von le Fort: *Gedichte und Aphorismen*. München: Ehrenwirth 1984, S. 145. Vor allem der Schluß weicht in der Ausgabe der Aphorismen von diesem Zitat ab: »[...] Gefährlich wird die Sache erst, wenn man als Christ die Fahne dieser Welt ergreift, um sich zu retten.«

es am Beispiel Friedrich Dürrenmatts festzustellen meint, fügen sich in das Bild:

»[...] Ich kann mir nicht helfen. Gegenüber ›meiner‹ Dichterin, ausgewogen im Sein ruhend, Dichterin der Transzendenz, ist Dürrenmatt zwar sprachlich der mehr brillierende Künstler, blitzge-scheit, aber auch ein sehr gepeinigter Mensch. Gertrud von le Fort dagegen ist, so scheint es mir, der tief in eine ihn übersteigende Pas-sion getauchte Mensch. Und das ist qualitativ etwas anderes als das Dürrenmatt'sche Gequältsein. [...] Da ist es wieder, dem man nicht ausweichen kann. Dichtung nicht als ein Geschwätz mit pathologi-schem Redezwang, nein, Dichtung als Heil.«⁶

Hier soll es indes auf ein bestimmtes Detail jener Erlebnisse an-kommen, die mit der Arbeit an Maria Eschbachs Dissertation über die *Hymnen an die Kirche* zusammenhängen und in deren Zuge es auch zu persönlichen Unterredungen mit der Dichterin kam. Kurz nach dem Krieg konnte Eschbach noch eine knappe, aber durchaus wegweisende Einführung in das Gesamtwerk der le Fort, soweit es damals vorlag, erscheinen lassen (*Die Bedeutung Gertrud von le Forts in unserer Zeit*, 1948), und die Doktorarbeit selbst, längst zum hi-storischen Dokument geworden, brachte man 2011 in gedruckter Form heraus.⁷ Schon einige Zeit vor Maria Eschbachs Begegnung mit Gertrud von le Fort wird der Grundgedanke und methodische Ansatz ihrer Dissertation entwickelt, und zwar im intensiven Aus-tausch mit einem Kreis, der sich um den Regensburger Buchhändler

6 Eschbach: »Glauben heißt, der Liebe lauschen«, a. a. O., S. 99.

7 Maria Eschbach: »Hymnen an die Kirche« der Gertrud von le Fort. [Mit einem Geleitwort v. Bischof em. Paul-Werner Scheele.] Würzburg: Echter-Verlag 2011.

und Verleger Josef Habel und dessen Wiener Niederlassung gebildet hatte. Dort nämlich traf sie nicht nur auf ihren prospektiven Doktorvater, den Literaturhistoriker Josef Nadler, eine außergewöhnliche, tief im Katholizismus verwurzelte, aber bekanntlich nicht ohne Schlacken durch die NS-Zeit gekommene Persönlichkeit, die tiefes Verständnis für ihr Thema und ihre Herangehensweise aufbrachte. Bei Habel war nicht nur ihr älterer Bruder Josef Eschbach beruflich tätig, zu dem Maria aufsah und der in der gleichen Zeit des Zusammenbruchs selbst bei Nadler promovierte, mit einer Arbeit über den österreichischen Schriftsteller Rudolf Henz, der ebenfalls zum deutschen *Renouveau catholique* gehörte und wegen seiner Rolle im »Ständestaat« damals eigentlich verpönt war.⁸ Bei Habel und in dessen Umgebung verkehrte die meistens in die Dissidenz getriebene katholische Intelligenz Wiens, darunter auch der Kritiker und Essayist Leopold Liegler, der 1932 in die Kirche zurückgekehrt war.

Liegler war einst Privatsekretär des großen Satirikers Karl Kraus gewesen und hatte die erste Monographie über dessen Werk und Selbstverständnis verfaßt, ein bis heute sehr bedeutsam gebliebenes Buch. In den späten zwanziger und in den dreißiger Jahren, vor dem »Anschluß« Österreichs an NS-Deutschland, hatte er als einer der angesehensten Literaturkritiker des Landes gegolten, hatte sich aber immer auch mit einläßlichen Interpretationsstudien zur klassischen und modernen Lyrik befaßt, stets verbunden mit einem Ansatz, dem es um sprachkünstlerische Grundsatzfragen, d. h. um die gestaltete Materialität der Gedichte, gegangen war: »Daß die Worte

⁸ Zu Rudolf Henz siehe das zweite »Werkstatt«-Dokument im vorliegenden Band.

eines Gedichtes sich gegenseitig wie Planeten eines Sonnensystems in der Schwebe halten, sich bedingen und Licht und Farbe einander zuwerfen, daß sie wie reale Massen in einem Gleichgewichtszustand sind, daß der Dichter nicht über etwas redet, sondern dieses Etwas im Material der Sprache darstellt – das sind Dinge, die nicht einmal noch unter Literaturkennern Gemeingut geworden sind«, liest man selbstbewußt und für die Sache entflammt in dem Entwurf für eine Beispielstudie zur »Symmetrie im klassischen Wortkunstwerk«, die Liegler in den Jahren erstellt, in denen Maria Eschbach ihn kennenlernt.⁹ Aus dem Kontext genau dieser Versuche haben sich tatsächlich auch Interpretationsnotizen zu le Forts *Hymnen an die Kirche* in seinem Nachlaß erhalten.

Maria Eschbach erinnert sich: »Am meisten verdanke ich während dieser unvergesslichen glücklichen Monate mitten im Grauen eines immer furchtbarer um uns herum tobenden Krieges den regelmäßigen Arbeitszusammenkünften mit Leopold Liegler. Auch er war Kunde bei Habbel. Er gehörte zu dem Kreis der Wiener Karl-Kraus-Schule und interessierte sich als Experte für meine Erschließungsmethode. Mit seinen Anregungen spornte er meinen Ehrgeiz an, so dass die formale Untersuchung der Hymnen mich mehr und mehr in Bann schlug, ja, fast aus der schrecklichen Zeit entrückte, während die Eschweiler Mitschüler aus den parallelen Abiturklassen einer nach dem anderen in Russland oder Frankreich fielen. [...] Leopold Liegler unterstützte vor allem meinen Einfall,

9 Typoskript im Teilnachlaß Leopold Liegler an der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, heute Wienbibliothek; die Interpretation gilt *Hyperions Schicksalslied* von Friedrich Hölderlin und ist auch in einer zweiten, handschriftlichen Fassung erhalten.

durch Gegenüberstellung der ›Hymnen an die Kirche‹ im Theater-Verlag, München 1924, und der erweiterten zweiten, 1936 im Verlag Kösel erschienenen Sammlung den Aufbau der Hymnen mit der Architektur einer Kathedrale zu vergleichen.«¹⁰

Ohne hier näher auf Eschbachs ästhetisch faszinierende, mit einer Vielzahl von komplexen Aufbausketzen unterlegte Ergebnisse eingehen zu können, schimmert auch an diesem dritten Beispiel durch, worauf es uns zum Einstieg in das Schwerpunktthema dieses Almanachs ankommen soll. Der literaturhistorisch Interessierte von heute mag die Arbeit Eschbachs als ein frühes, bemerkenswert elaboriertes Beispiel für das Methodenparadigma der »Werkimmanenz« verbuchen. Dieses hermeneutische Konzept setzte sich rund um die Schwelle des Weltkriegs allgemein durch, erwarb sich aber rasch den schlechten Ruf einer bloßen Kompensationsbewegung für die politisch-ideologischen Verrantheiten der Germanistik im frühen 20. Jahrhundert: Die Konzentration auf die Gebildehaftigkeit und vielschichtige Gebautheit literarischer Kunstwerke wirkte wie eine Flucht vor der Auseinandersetzung mit den drängenden sozialen und politischen Implikationen von Literatur. Die zitierten Sätze aus den Erinnerungen scheinen einer solchen Einschätzung auf den ersten Blick sogar Recht zu geben. Aber sie wäre nicht einmal die halbe Wahrheit.

An dem Verweis auf Leopold Lieglers Anteil an der Stoßrichtung ihrer Interpretation des Hymnen-Zyklus wird deutlich, wie sich auch in Eschbachs Fall die Begeisterung für das Kunstschöne nicht verabsolutieren läßt, sondern in dem genauen Blick für die

¹⁰ Eschbach: »Glauben heißt, der Liebe lauschen«, a. a. O., S. 20 f.

vollendete Erscheinung des großen Kunstwerks stets der Tat des Glaubens zu begegnen und die Wahrhaftigkeit des Zeugens für die göttliche Schöpfung vor sich zu haben meint. Diese pragmatische Dimension ist nichts völlig Fremdes selbst vor dem Horizont des »reinen Gedichts« der modernen Autonomieästhetik (vielberufen: Rilke, *Archaischer Torso Apollos*, »Du mußt dein Leben ändern«). Liegler selbst sah in seinem Bemühen, den Zugang zum lyrischen Kunstwerk über die geformte Materialität seiner Sprache zu suchen, zugleich ein höheres Anliegen, den Aufschluß einer höheren Welt. Die Spracharchitektonik war ihm der mystisch reale Beweis der Gotteskindschaft, und damit ging er allerdings, was immer man davon halten mochte, weit über den vorhandenen Transzendenzhorizont der klassischen Moderne hinaus. Aus dessen Perspektive mochte das freilich wie eine unstatthaft naive Konkretisierung seiner vieldeutigen Sehnsüchte erscheinen:

»Wenn also das Wortkunstwerk das Größte, was ein Menschenherz erfassen kann, in sich birgt und faßt, dann möge die Bemühung um die Feststellung seiner Gesetze und Eigentümlichkeiten dem Eifer und der Förderung aller derer empfohlen sein, welche die Menschen unserer armen Zeit wieder zurückführen wollen zum Wesenhaften, zum Großen und zum Ewigen. Die echte Lyrik führt ins Innere. Der Welt ins Innere, dem Menschen ins Innere. Stehen wir einmal da, dann kommt der Geist über uns und vollzieht das Pfingstwunder an unserer Sprache. Und Worte tönen und tun sich auf und strömen Gnade aus, denn in ihnen und zwischen ihnen ist ein Schimmer der Herrlichkeit hängen geblieben, die der ahnend schaute und miterlebte, der gewürdigt war, sein kleines Erderlebnis so weit und groß zu machen, daß das Drüben sich auftat, sich

liebend herandrängte und fast miteinströmen wollte in die Wortgefäße unserer Wundersprache.«¹¹

Theodor Haecker, Ludwig von Ficker, Leopold Liegler – das waren Persönlichkeiten, die ihre geistige Prägung von moderner Literatur par excellence erhalten hatten (Kraus, Trakl, Rilke etc.), und dennoch oder gerade deshalb wandelten sich ihnen im Zuge ihrer eigenen religiösen Bewußtwerdung – und eng mit dieser zusammenspielend – auch die Erwartungen und Hoffnungen, die sie an Dichtung und Sprache herantrugen. Auch für Gertrud von le Fort und die meisten anderen bedeutenden Schriftsteller der deutschen katholischen Literaturbewegung des frühen und mittleren 20. Jahrhunderts galt, daß sie die Entscheidung für eine bestimmte Mäßigung und Bescheidung im Künstlerischen nicht aus Ignoranz gegen die Moderne trafen, sondern als Antwort auf inhärente Probleme, die sich in dieser aufgetan hatten.

Ihre Antworten – die Antworten des deutschen und europäischen *Renouveau catholique* – sind von uns heute wohl nicht ohne kritische Distanz und historiographische Gewissenhaftigkeit zu betrachten. Aber »kritisch« sollte hier keinesfalls die bornierte Verweigerung des Respekts für das Denken und Schaffen, das solchen Gesetzen folgte, bedeuten. Und es erfordert aufrichtige Demut vor den Lebenshaltungen, die in so ehrlichen Zeugnissen der Begegnung mit diesem Denken und diesem Schaffen zum Ausdruck gelangen, wie sie uns in Gestalt der herangezogenen Beispiele aus der Vergangenheit vor Augen traten.

¹¹ Leopold Liegler: »Verteidigung des lyrischen Gedichts«, in: *Monatsschrift für Kultur und Politik*, Jg. I, Februar-Heft 1936, S. 154 – 158, hier 158.

Darin bestand von Anfang an eines der zentralen Anliegen dieses Forums. Darüber hinaus ist es möglich, daß in exemplarischen Konstellationen erzählerischer oder dramatischer Art oder in Symbolschöpfungen lyrischer Art, wie sie in vielen gewichtigen Werken jener Periode anzutreffen sind, etwas Wesentliches wahrzunehmen ist, das dazu verhilft, sich gegenwärtigen Verwerfungen persönlicher, gesellschaftlicher, kultureller Natur zu stellen und in ihnen zurechtzufinden. Auch wer danach fragen möchte, wird unter dem Dach des *Lepanto-Almanachs* einen interessierten Raum zur Erprobung finden. Wir kultivieren ja hier nicht zuletzt den »verlorenen Posten« und betreiben die geistige Bewältigung der Krisen, mit denen wir in erschütternder, oft ratlos stimmender Permanenz konfrontiert sind.

Gerne haben die Herausgeber den Vorschlag der beiden Leiterinnen der Gertrud von le Fort-Gesellschaft zur Förderung christlicher Literatur, Gudrun Trausmuth und Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, aufgegriffen und im vorliegenden Band die Beiträge zu einer Tagung versammelt, die die Gesellschaft im September 2022 in Schloß Fürstenried in München veranstaltete. Das damalige Thema, »Gertrud von le Fort im Strahlungsfeld des französisch-deutschen *Renouveau catholique*«, bildet den Schwerpunkt dieser Ausgabe des *Lepanto-Almanachs*. Die Vorträge von Veit Neumann, Andreas Matena, Felix Hornstein, Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz und Christoph Fackelmann wurden für die Drucklegung gründlich überarbeitet und zum Teil auch erheblich erweitert und vertieft. Die Positionen, die die Autoren zum Gegenstand und zu dessen historischer Verortung einnehmen, sind different. Nirgendwo wurde eine Homogenisierung der Ansätze und Auffassungen erstrebt. Die geschichtliche

Klammer und das mögliche Bedeutungsgewicht skizzieren die Überlegungen Gudrun Trausmuths, die dem Schwerpunktteil vorangestellt sind. Außerdem kamen kleinere »Werkstatt«-Beiträge (Ignaz Zangerle, Rudolf Henz) neu hinzu, die das Thema dokumentarisch unterlegen.

Die Tätigkeit der Gertrud von le Fort-Gesellschaft, die bereits vor mehr als vierzig Jahren einsetzte und sich derzeit in einer Phase der engagierten Neuaufstellung befindet, wollen wir den Lesern des Almanachs bei dieser Gelegenheit mit Nachdruck ans Herz legen.¹² Mit Mitgliedschaft und Mitarbeit verbindet sich ein kulturelles Ziel, das es nach unserer Überzeugung unbedingt zu unterstützen gilt. Auf den regelmäßigen Tagungen sind sowohl Mitglieder als auch weitere Interessenten stets willkommen.

In einer neuen Rubrik, die wir mit dem vorliegenden Band als wichtigen Bestandteil des Lepanto-Almanachs etablieren wollen, findet sich erstmals eine Auswahl biographisch-ergographischer »Skizzen«, aus gegebenem Anlaß hervorragenden Vertretern der in den Hauptbeiträgen behandelten historischen Literaturbewegung gewidmet. Die in der Art eines Handbuchartikels aufgebauten Porträts setzen mit Friedrich Lienhard ein, der nicht Teil jener Strömung war, aber als einer der Stichwortgeber und Initiatoren des *Hochland*-Projekts von kritischem Interesse ist, und sie enthalten dann kompakte Einführungs- und Überblicksdarstellungen zu Gertrud von le Fort selbst sowie Reinhold Schneider, Ruth Schaumann, Jakob Kneip und Stefan Andres. Diese Porträtskizzen sollen auch

¹² Information und Kontakt: <https://gertrud-von-le-fort-gesellschaft.de>;
E-Mail: post@gvlf-gesellschaft, Telefon: (0049) 0711 459 94 92 (Christa Krämer, Geschäftsstelle).

künftig vorrangig am *Werk* der vorgestellten Autoren interessiert sein. Das meist besser erschlossene Biographische wird eher stichwortartig berücksichtigt, und eine ausführliche, wenn auch naturgemäß nicht vollständige Bibliographie dient zur weiteren Orientierung und lädt zur Vertiefung ein.

Werner Bergengruen, der deutschbaltische Romancier und Lyriker, ein weiterer Hauptvertreter des deutschen *Renouveau catholique*, ist Gegenstand einer einläßlichen, wohl auch provokanten Interpretationsstudie Günter Scholdts und somit im vorliegenden Band ebenfalls zugegen. Scholdt hat im vergangenen Jahr im Lepanto-Verlag das Buch *Schlaglichter auf die Innere Emigration. Nichtnationalsozialistische Belletristik in Deutschland 1933 – 1945* herausgebracht; inzwischen ist diese umfangreiche Darstellung bereits in zweiter Auflage erschienen. Sie berücksichtigt neben Bergengruen auch viele andere Autoren unseres Themenbereichs in gebührender und nicht mehr selbstverständlicher Weise. Dieser Veröffentlichung wird Scholdt demnächst als Herausgeber noch eine Anthologie bei Lepanto folgen lassen, die unter dem sprechenden Titel *Eisblumen* einen Einblick in das vielfältige und hochrangige Schaffen auf dem Gebiet »nonkonformistischer Lyrik im Dritten Reich« geben möchte. Auch darin wird der gewichtige Anteil christlicher Schriftsteller an dieser längst verschütteten, aber von geballter Aktualität erfüllten Kulturleistung in einer Zeit dämonischer Verfinsterung gebührend gewürdigt werden. Immerhin handelt es sich um eine Kernphase für die moderne christliche Literatur in Deutschland, in deren Verlauf sie sich auf eine ganz besondere Weise bewährte.

Und wenn schon von dem literarischen Programm des Lepanto-Verlags die Rede ist: Das wird im kommenden Jahr außerdem um

die lange erwartete Dokumentation der bisherigen Ergebnisse jener Literaturtagungen bereichert, die seit 2017 an der Theologischen Hochschule Trumau abgehalten und schon im ersten *Lepanto-Almanach* vorgestellt wurden.¹³ Christine Wiesmüller wird die inzwischen abgeschlossene erste Reihe der von ihr konzipierten interdisziplinären Annäherungen an biblische Urmotive im Spiegel von Literatur, Kunst, Theologie und Philosophie gesammelt herausgeben.

Da ergibt es sich besonders gut, daß wir im vorliegenden Band die neue Lyrik von Christoph Pola in einer Auslese vorstellen dürfen. Erschüttert wendet man sich diesen Texten zu, die sich zu einem kleinen Zyklus ordnen. Er trägt den Titel *Dunkle Seelennacht*, der als eine Verbeugung vor dem hl. Johannes vom Kreuz zu verstehen ist. In den Gedichten nach Motiven des Alten und des Neuen Testaments begegnet man einer Gegenwartspoesie mit religiösem Anspruch, die sich zu staunenswerter Kraft und Schönheit aufschwingt.

Von Johannes vom Kreuz spannt sich, nebenbei gesagt, ein überraschender Bogen zurück zu den Schriftstellern des deutschen *Renouveau catholique*, zu deren »Lieblingsheiligen« er nämlich zählte. 1926 von Papst Pius XI. den Kirchenlehrern eingereiht, beschäftigte der »Doctor mysticus« und geistliche Weggefährte der hl. Theresia von Avila besonders Reinhold Schneider intensiv, der sich der iberischen Kultursphäre bekanntlich sehr verbunden fühlte. Aus dieser etwa 1930 einsetzenden Vertiefung ging 1939 die seinerzeit berühmte Erzählung *Die dunkle Nacht des heiligen Johannes vom Kreuz* hervor – eine weitere dringende Leseempfehlung! Der von einer

¹³ Christine Wiesmüller: »Die biblische Urgeschichte als Deutungsschlüssel zeitgenössischer Krisen. Eine Zwischenbilanz der Literaturtagungen an der Hochschule Trumau bei Wien«, in: *Lepanto-Almanach* 1 (2020), S. 224 – 235.

geradezu sehrenden inneren Spannung erfüllte Text porträtiert den von Verfemung und Leid schwer geprüften Karmelitermönch als Gefangenen des Inquisitionsgerichts in Toledo: »[...] er sah die Seelen durch stürmische Nacht, auf gefährlichsten Wegen sich dahinkämpfen, andere in Trägheit versinken, wieder andere unter der Last der Schuld eine Maske anlegen, die mit ihrem Antlitz verwuchs und sich nicht mehr ablösen ließ. Vergeblich wehrte er sich, bat er um Hilfe; er stand mitten im Getriebe der Welt und mußte mit ihren Nöten ringen und alle ihre Leiden tragen.«¹⁴

Auch für Gertrud von le Forts *Hymnen an die Kirche*, die sowohl formal als auch motivisch in ein dichtes Gespräch mit der älteren geistlichen Lyrik des Abendlands treten, bilden Johannes' Gedichte und Gesänge eine wesentliche Inspirationsquelle.¹⁵ Theodor Haecker wiederum, der die Gedichte des Juan de la Cruz gelegentlich als Paradebeispiel vollgültiger christlicher Kunst anführt,¹⁶ findet in seinen großartigen *Tag- und Nachtbüchern* Worte, die an das, was Schneider seinen Johannes in der Kerkerzelle empfinden läßt, unmittelbar anzuknüpfen scheinen – und signalhaft klarmachen, welch aktuales Gewicht dem mystischen Gedanken der »dunklen Nacht« beizumessen ist:

14 Reinhold Schneider: »Die dunkle Nacht des heiligen Johannes vom Kreuz«, in: Ders.: *Der fünfte Kelch. Erzählungen*. Köln – Olten: Jakob Hegner 1953, S. 11 – 44, hier 23.

15 Vgl. Gundula Harand: »Nachwort«, in: Le Fort: *Hymnen an die Kirche*, a. a. O., S. 77 – 134, hier 82.

16 Theodor Haecker: »Christentum und Kunst«, in: Ders.: *Essays*. München: Kösel-Verlag 1958, S. 475 – 498, hier 483.

»Zur rechten Zeit wahrlich habe ich Johannes v. Kreuz gelesen. Er hat mich vieles sehen und erkennen lassen, vor allem eben die *Nacht* des Glaubens. [...] In solchen Zeiten wie heute kann ich nur leben in der Nacht des Glaubens, keine weltliche Wahrscheinlichkeit, geschweige denn Gewißheit leuchtet mehr, daß der Gott wirkt, von dem die Schrift und die Kirche spricht. [...] Für Kierkegaard war der Glaube im Leben ungefähr dasselbe wie für Johannes v. Kreuz: *Nacht*, vollkommene Nacht im Vergleich zu allem menschlichen Verstand.«¹⁷

Womit wir endgültig bei uns selbst angelangt wären und bei einem realistischen Blick darauf, was von unserem – sich gar noch christlich wahnenden – Stehen »auf verlorenem Posten« zu halten ist. Gertrud von le Forts Warnung im Ohr, begegnen wir ihm bei Nicolás Gómez Dávila, dem im vorliegenden Band ebenfalls ein Essay gewidmet ist (Till Kinzel), ohne Zweifel wieder, zulaufend auf die Maxime des *desengaño*, der Desillusionierung. Und selbst das hochmittelalterliche Weltbild Walthers von der Vogelweide, des Minnesängers und Spruchdichters, dessen Reisewegen ein anderer Essay folgt (Rainer Hillenbrand), ruht nicht auf dem groben Optimismus, daß alles gutgemacht werden könne. Er weiß, »wie wir mit süßen Dingen vergiftet sind« (»wie uns mit süßen Dingen ist vergeben«) und daß sogar die wonnevollsten Tage bald »spurlos entglitten sind wie ein Schlag in das Meer« (»enpfallen als in daz mer ein slac«).

¹⁷ Ders.: *Täg- und Nachtbücher 1939 – 1945*. Erste vollständige u. kommentierte Ausgabe. Hg.: Hinrich Siefken. Innsbruck: Haymon-Verlag 1989 (= *Brenner-Studien*, Bd. X), Nr. 619, S. 128 f. (1940).

Walthers Losung gegen das Entsetzen und die Erschöpfung vor der Welt konnte ein Zug ins Heilige Land sein, und schon ihm war dieser, zumal er ihm selbst ja auch nie vergönnt sein sollte, mehr Sinnbild der Läuterung als kriegerischer Kraftakt. Seinen Nachfahren des 20., erst recht des 21. Jahrhunderts stehen auch die Sinnbilder kaum noch zu Gebote. Haben sie, haben wir also überhaupt noch Worte für das trügerische Doppelgesicht der Welt, das dem Menschen des Mittelalters wohlvertraut war? Können, dürfen wir sie haben? Und müssen wir vielleicht deshalb unentwegt die Welt retten, weil sie uns zu einer Einheitsfratze zusammengeschmolzen ist, vor der wir nicht entweichen können? Es ist unendlich schwer, dem hl. Johannes vom Kreuz zu folgen, den Reinhold Schneider einmal antworten läßt: »Wo Gnade ist, [...] da ist namenloses Leid.«¹⁸ Das verheerende Paradoxon also: »[...] das wahre Licht ist ein Dunkel vor unsern Augen.«¹⁹

Mag sein, daß die Frage nach dem »verlorenen Posten« eigentlich eine ganz und gar unziemliche Frage für das Nachdenken über Geschichte ist. Eine Frage ohne Belang auch für Erkundungen in der Geistesgeschichte und in dem »Haus der Sprache«. Wir haben uns dennoch bemüht, unter die übrigen Beiträge zu diesem Almanach auch wieder eine Auswahl kürzerer Aufsätze aufzunehmen, die unter der Betonung zeit- und kulturkritischer Aspekte Probleme und Denkanstöße aus der christlichen Literatur- und Geistesgeschichte aufgreifen. Wir sehen es weiterhin als eine der Aufgaben des Almanachs an, eine kritische Auseinandersetzung mit den Problemen der

18 Schneider: »Die dunkle Nacht des heiligen Johannes vom Kreuz«, a. a. O., S. 15.

19 Ebd., S 37.

Zeit zu führen. Selbstverständlich soll diese über den tagtäglichen Hexensabbat hinausdeuten, also fundiert sein, ohne dessen Macht freilich geringzuschätzen. Und auch intern wollen wir dazu in Gespräche und Debatten eintreten (man beachte in dieser Hinsicht besonders die einander jeweils gegenübergestellten Texte Norbert Feinendegens und Daniel Zöllners).

Zuletzt ein paar Worte in eigener Sache. Die vorliegende vierte Ausgabe des *Lepanto-Almanachs* kommt mit einiger Verspätung in den Buchhandel. Dafür verfügt sie über einen beträchtlichen Umfang und eine abermals vergrößerte Bandbreite an Textsorten und Ansätzen. Über die Gründe für die Verzögerungen und Hemmungen bei der Arbeit wollen wir uns hier nicht verbreiten. Organisatorische und konzeptionelle Neuaufstellungen sind erforderlich geworden und werden noch weiter erforderlich sein. Des außergewöhnlichen Umfangs wegen führen wir diesen Band als Doppeljahrgang, was uns auch für die weitere Konsolidierung des Projekts zeitlichen Spielraum verschaffen kann.

Mit Band 3/2022 des *Lepanto-Almanachs* verabschiedete sich Michael Rieger aus dem Herausgeber- und Mitarbeiterstab. Wir danken ihm nicht nur seine verdienstvolle Mitwirkung an den ersten drei Bänden, sondern auch die Initiative als solche, die diese Buchreihe hervorgerufen hat. Da sie inzwischen auf ehrenvolle Resonanz gestoßen ist, kann sie sich einbilden, »benötigt« worden zu sein. Dem gilt es nach Kräften weiter gerecht zu werden.

· CHRISTOPH FACKELMANN ·
· TILL KINZEL ·